

Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages

List

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:
<http://www.list-verlag.de>

FLAVIA BUJOR

DAS ORAKEL
VON OONAGH

Aus dem Französischen von
Roseli und Saskia Bontjes van Beek

L i s t

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *La Prophétie des Pierres*
im Jahr 2002 im Verlag Editions Anne Carrière, Paris.

Der Claassen Verlag ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

ISBN 3-471-77-260-X

© Editions Anne Carrière, Paris, 2002
International Rights Management: Susanna Lea Associates, Paris
© der deutschen Ausgabe: Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG,
München
Redaktion: Claudia Schlottmann und Angela Troni
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.
Gesetzt aus der Sabon und Chevalier bei
Franzis print & media, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck



PROLOG

Die ganze Nacht lang hatte er sich den Kopf zerbrochen. Er hatte nichts gegessen, nicht geschlafen, sich keine fünf Minuten Ruhe gegönnt, denn er musste eine Strategie entwickeln. Alles andere war unwichtig. Bei Tagesanbruch hatte er über Telepathie den Rat der Zwölf einberufen. Die Sitzung war kurz gewesen. Er hatte ihnen nur mitgeteilt, dass alles in Ordnung sei. Sein Plan sei unfehlbar, und er werde ihn bald in die Tat umsetzen. Die ängstlichen Ratsmitglieder hatten nicht gewagt, ihn zu fragen, was er genau vorhatte. Sie vertrauten ihm vollkommen. Er war ihr Oberhaupt. Dann befahl er ihnen, mittags zu einer Versammlung von höchster Wichtigkeit zu erscheinen.

Jetzt, da der Augenblick gekommen war, diese geld- und machtgerigen Nichtsnutze wiederzusehen, zupfte er seine lange, goldbestickte, purpurne Robe zurecht und schritt zum Versammlungssaal des Rats der Zwölf. Wie gewöhnlich öffnete er die Tür mit einem Ruck. Sofort verstummten alle. Jeder Einzelne spürte, wie Angst ihn beschlich, und keiner rührte sich mehr.

Das Dreizehnte Mitglied lachte boshaft. Niemand außerhalb dieser Gemäuer wusste etwas von seiner Existenz. Sein Bild wurde von keinem der zahlreichen Spiegel reflektiert. Er hatte keinen Schatten. Er war kein Mensch.



I

Der alte Mann las noch einmal die Passage in der *Prophezeiung* und schüttelte ernst den Kopf. »Bald, sehr bald«, murmelte er. Dann erhob er sich mühsam von seinem Stuhl und blickte den Herzog von Divulyon an, der mit besorgter Miene vor ihm stand.

»Nun?«, fragte er den Herzog.

Der Alte tat einen tiefen Seufzer. Er schien am Ende seiner Kräfte zu sein. Unzählige Falten durchzogen sein Gesicht, und mit seinem gebeugten Rücken und den zitternden Beinen konnte er kaum aufrecht stehen. Er ließ sich in einen Sessel fallen und sagte mit schwacher Stimme: »Ich kann nichts daran ändern. Sie wird ihrem Schicksal folgen.«

Der Herzog, dem man die Angst deutlich ansah, hob die Stimme: »Théodon, du bist weise. Dein ganzes Leben hast du dem Studium der *Prophezeiung* geweiht. Du hast meinem Vater geholfen. Und du hast mir geholfen, hast mich beraten und mir beigestanden. Lass mich jetzt nicht im Stich! Sie muss leben. Sie muss ihr Schicksal bezwingen, was auch immer geschieht. Sie ist noch so jung. Der Gedanke, sie würde bald ... Was kann ich nur tun, um sie zu beschützen, Théodon?«

Der Alte stützte den Kopf in die Hände, und nach einem langen Schweigen antwortete er: »Ich liebe sie ebenso sehr wie du. Ich habe sie aufwachsen sehen und ins Herz geschlossen, auch wenn mein Verstand es mir verbot. Aber sie wird der *Prophezeiung* nicht entrinnen. Glaube mir,

wenn ich ihr irgendwie helfen könnte, würde ich keinen Augenblick zögern. Du fragst mich, wie du sie beschützen kannst? Du kannst sie nicht beschützen, versteh doch endlich! Du kannst ihr nur übergeben, was ihr gehört, wenn der Tag gekommen ist. Geh jetzt. Verbringe mit ihr die letzten Momente, die dir noch bleiben.«

Der Herzog murmelte resigniert: »Diese vierzehn Jahre sind viel zu schnell vergangen.« Dann verließ er den Raum.

Der Alte beobachtete die lodernden Flammen im Kamin. Die *Prophezeiung* würde sich erfüllen. Es war nur noch eine Frage von Tagen. Er hatte diesen Moment erwartet, ihm ungeduldig entgegengesehen. Bald würde er auf all seine Fragen eine Antwort finden. Ihn schauderte. Es war dumm von ihm gewesen, sein Herz an das Kind zu hängen. Er hätte ihm aus dem Weg gehen sollen. Die *Prophezeiung* hatte dadurch eine andere Bedeutung für ihn bekommen: Diese rätselhaften Seiten, in denen er versucht hatte, die Zukunft zu lesen und eine Erklärung für die vorhergesagte tief greifende Erschütterung zu finden, verkündeten ihm jetzt nur noch Jades Schicksal.

Jade hatte sich auf ihr Bett fallen lassen. Sie hielt ein Buch in der Hand, war aber viel zu aufgeregt, um zu lesen. Ihr Blick ging ins Leere. Plötzlich hörte sie ein Klopfen. Sie sprang auf und rief: »Herein!«

Ein Diener öffnete die Tür einen Spaltbreit und meldete: »Ihr Vater wünscht mit Ihnen zu sprechen. Können Sie ihn jetzt empfangen?«

Überrascht, dass der Herzog zu dieser Tageszeit nicht mit anderen Dingen beschäftigt war, willigte sie ein. Der Bedientete verließ den Raum.

Jade strich ihr langes schwarzes Haar glatt und warf es über die Schulter. Da sie ihrem Vater gefallen wollte, ging sie hinüber zum Spiegel und lächelte, wobei sie leicht auseinander stehende Zähne entblößte. Ihre Wimpern waren

vielleicht ein wenig zu dicht, und was ihr Haar betraf, so musste sie ständig mit widerspenstigen Strähnen kämpfen. Sobald sie sich aufregte (und das geschah häufig), röteten sich ihre Wangen, und sie verlor die ein wenig gekünstelte Art, die manche für Hochmut hielten. Jade wusste sehr wohl, dass sie schön, hoch gewachsen und schlank war, und kleidete sich stets mit großer Sorgfalt. Aber eigentlich war sie nur selbstbewusst und in der Überzeugung aufgewachsen, dass sie das, was sie sich wünschte, auch bekommen würde.

Während sie ihrem Spiegelbild zulächelte, betrat ihr Vater das Zimmer. Sie ging ihm entgegen, und er umarmte sie mit ungewohnter Zärtlichkeit. Normalerweise war er eher zurückhaltend in seinen Gefühlen, obwohl er seine Tochter innig liebte. Er war nicht leicht aus der Ruhe zu bringen und bewahrte in allen Lebenslagen einen kühlen Kopf. An jenem Tag aber verhielt er sich aus irgendeinem Grund anders. Als er Jade aus seiner Umarmung entließ, stand er einen Augenblick da und betrachtete sie wortlos. Bewegt sah er ihr in die grünen Augen, deren Intensität jeden in ihren Bann schlug. »Sie ist mutig und energisch«, sagte er sich zu seiner eigenen Beruhigung, »sie ist eine starke Persönlichkeit.« Ihr Gesicht spiegelte ihren Charakter wider: Von ihm ließ sich ablesen, dass sie stolz war, entschlossen, aber auch launisch und eigensinnig. Ihr Vater konnte weder den Blick von ihr abwenden noch auch nur ein einziges Wort hervorbringen.

Schließlich brach sie das Schweigen: »Papa, ist etwas nicht in Ordnung? Warum bist du nicht damit beschäftigt, deine Angelegenheiten zu regeln, Berge von Papieren zu lesen oder tausend andere Dinge zu erledigen? Ist etwas geschehen, dass du nicht arbeitest? Hat es mit mir zu tun?«

Ihr Vater erwiderte in bemüht heiterem Ton: »Nein, nein, Jade, es ist nichts. Ich habe nur gerade ein wenig Zeit. Das ist zwar eine Seltenheit, aber wie du siehst, kommt es auch bei mir gelegentlich vor. Nun, wie geht es dir?«

Jade antwortete ihm aufgeregt: »Das Fest naht, und es wird wundervoll werden! Ich kann mich noch nicht zwischen dem mauvefarbenen Kleid aus Seide und dem weißen aus Satin entscheiden, deshalb habe ich in der Grafschaft Tyrel ein drittes in Auftrag gegeben. Wenn es rechtzeitig eintrifft, werde ich das tragen. Ich kann es kaum erwarten! Statt der Tage zähle ich die Stunden und Minuten. Was die Dekoration des Saals, das Essen und die Musik betrifft, habe ich schon alles arrangiert. Was für ein Spaß es ist, sich alles selbst auszudenken! Die Musiker kommen sogar aus einer anderen Stadt.«

Begeistert erzählte sie weiter, doch ihr Vater hörte nicht länger zu. »Sie ist zu unbekümmert«, stellte er bei sich fest, »sie kennt weder Mühen noch Gefahren. Es wird ihr nicht gelingen zu überleben.« Er bedauerte sogleich, kein größeres Vertrauen in Jade zu setzen, und versuchte sich auf ihre Worte zu konzentrieren.

»Es wird großartig werden, einmalig, überwältigend! Ich bin ja so gespannt. Ich habe noch immer nicht entschieden, ob das Eis vor den Makronen serviert werden soll oder danach. Vielleicht doch lieber danach, oder? Übrigens bin ich mir nicht sicher, ob die Baronin von Carolynt kommt. Es heißt, sie habe Fieber. Sie ist die Einzige, die noch nicht zugesagt hat. Aber ich finde sie sowieso langweilig.«

»Jade? Weißt du eigentlich, was Angst ist?«

Verblüfft und ein wenig gekränkt hielt sie inne. Warum unterbrach ihr Vater sie, noch dazu, um ihr eine so unpassende Frage zu stellen? Freute er sich denn nicht auf das bevorstehende Fest? Ungehalten erwiderte sie: »Angst? Angst wovor? Ich habe noch nie Angst gehabt. Nur Feiglinge und Schwächlinge haben Angst. Warum fragst du mich das, Papa?«

Sie stockte. Mit einem Mal fiel ihr auf, dass ihr Vater ganz bleich war. Warum hatte sie nicht früher seine angespannten Züge, die dunklen Ringe unter den geröteten

Augen bemerkt? Und vor allem den verstörten Ausdruck in seinem Gesicht? Etwas war geschehen. Steckte er vielleicht in geschäftlichen Schwierigkeiten?

»Wenn nur Feiglinge und Schwächlinge Angst haben, dann bin ich feige und schwach«, sagte er. »Aber, was soll's.«

»Aber Papa! Du wirst von aller Welt geachtet und bewundert, und das aus gutem Grund! Du bist der Herzog von Divulyon!« Jade gewann ihre Lebhaftigkeit zurück, ihre grünen Augen glänzten. »Es mag ja sein, dass du geschäftliche Sorgen hast, aber du und Angst? Nein! Wenn das ein Scherz sein soll, ist er nicht lustig.«

Der Herzog gab hierauf keine Antwort, und Jade fuhr mit ernster Stimme fort: »So, Papa, und jetzt sag mir, warum dir mein bevorstehender Geburtstag nichts bedeutet. In ein paar Tagen werde ich vierzehn!«

»Du irrst dich, Jade. Dein Geburtstag beschäftigt mich sehr. Aber ...« Der Herzog biss sich auf die Zunge. Er hatte schon zu viel gesagt. Sie durfte nichts wissen, bevor der Moment gekommen war. Aus Angst, sich zu verraten und Erklärungen liefern zu müssen, verließ er abrupt den Raum. Er begab sich hinauf in seine Gemächer und ging dort auf und ab. Jede Sekunde brachte ihn dem Augenblick näher, da er alles gestehen musste.

Jade blieb nachdenklich zurück. Das Verhalten ihres Vaters war höchst seltsam. Sie dachte kurz darüber nach, zuckte dann jedoch mit den Schultern und beschloss, dem Vorfall keine weitere Beachtung zu schenken. Sie konzentrierte sich erneut auf ihre Geburtstagsfeier, und schon lächelte sie wieder.

✱

Ambre saß im Gras. Wie gewöhnlich träumte sie und betrachtete mit abwesendem Blick die Schafe, die sie hüten sollte. In Gedanken hing sie anderen Bildern nach. Sie stell-

te sich vor, sie würde in der Nähe der Sonne und ihrer wohl-tuenden Wärme leben, sich mit den Wolken und den Vögeln unterhalten. Der Wind nähme sie mit auf wunderbare Reisen; nachts würde sie vom Glanz der Sterne geblendet, die sie mit der Hand berühren könnte, und ...

»Briette! Briette!«

Jäh kehrte sie in die Wirklichkeit zurück. Sie hatte ganz vergessen, dass sie nicht nur die Schafe hütete, sondern auch einen ihrer kleinen Brüder. Er lag unter einem Baum und rief aus voller Kehle: »Briette! Komm! Mir ist langweilig. Briette!«

Das Mädchen hieß zwar Ambre, wurde aber meistens Briette genannt. Der wirkliche Vorname war für eine, die Schafe hütete, offenbar zu fein. Er hätte eher zu einem adligen Mädchen gepasst, zu jemandem aus einer anderen Welt. Oft hatte sie sich gefragt, warum ihre Eltern sie so genannt hatten, und nie eine überzeugende Erklärung gefunden. Aber ihr gefiel dieser Vorname, denn er klang irgendwie besonders und rätselhaft, fast so, als würde ihn ein Geheimnis umgeben.

»Briette! Briette! Komm!«

Ambre stand auf, ging zu ihrem Bruder und setzte sich neben ihn in den Schatten des Baumes.

»Was ist mit dir?«, fragte sie ihn mit sanfter Stimme.

»Ich langweile mich! Du sollst mir eine Geschichte erzählen.«

Ambre lächelte und strich ihm liebevoll über die Wange.

»Vielleicht später.«

»Warum nicht?«

»Ich möchte allein sein, nicht sprechen und versuchen, den Klang der Stille zu hören.«

»Ich will aber eine Geschichte! Was für eine ist mir egal!«

Der Knabe ergriff ihren Arm. »Bitte, Briette«, beharrte er.

Sie zerzauste ihm zärtlich das Haar und küsste ihn auf die Wange, während sie sich aus seiner Umarmung befreite.

»Nachher, versprochen«, sagte sie. »Ich mag nicht im Schatten sein. Ich gehe wieder zurück in die Sonne.«

»Aber, Briette, es ist so heiß! Wie hältst du die Sonne nur aus?«

»Ich hab sie eben gern. Ganz einfach.«

Ambre kehrte auf die Wiese zurück und ließ sich ins Gras fallen. Die Hitze war brütend, und die Luft glühte förmlich. Der wolkenlose Himmel wirkte beinahe zu blau, zu klar. Die Sonnenstrahlen überfluteten Ambres Gesicht mit Licht. Sie mochte es, wie sie ihre Haut liebkosten, sie genoss die Hitze, von der die meisten behaupteten, sie sei unerträglich. Im Dorf betete man, die Hundstage mögen aufhören und nur ja keine Dürre nach sich ziehen. Für Ambre hingegen hätte das Wetter ewig so bleiben können.

An der Biegung des Weges tauchte eine Gestalt auf. Ambre wandte den Kopf in die Richtung und erblickte einen Jungen, der eilig auf sie zugelaufen kam. Er erreichte die Wiese und blieb außer Atem neben ihr stehen. Sie kannte ihn gut, er war ihr Freund seit Kindertagen. Sie lächelte ihm zu, doch er sah sie traurig an. Sie machte einen so heiteren Eindruck. Ihr rötlich-blondes Haar, das im Sonnenlicht golden schimmerte, umrahmte ihr ebenmäßiges, gebräuntes Gesicht. Ihre hellbraunen Augen, in denen eine Spur von Grün zu erkennen war, verliehen ihrem Blick eine tiefe Sanftheit und innere Ruhe.

Der Knabe brachte mit trauriger Stimme atemlos hervor: »Briette, beeil dich. Ich bleibe bei deinem Bruder. Ich hüte die Schafe, aber lauf du los, schnell! Deine Mutter ... Es geht ihr sehr schlecht.«

Ambre dachte, ihr Herz würde aufhören zu schlagen. Alles um sie herum stürzte in sich zusammen und verschwamm vor ihren Augen. Sie hatte Angst. Und trotz der glühenden Hitze begann sie zu frieren. Sie konnte sich nicht rühren.

»Briette! Lauf los! Du musst dich beeilen, Briette! Lauf!«

Die Stimme erreichte Ambre wie aus weiter Ferne. In ihrem Kopf drehte sich alles, die ganze Welt geriet ins Wanken. Doch plötzlich kam sie wieder zu sich. Sie musste dort sein, bevor es zu spät war. Also sprang sie auf und lief los. Schnell. Schnell. Tränen rannen ihr übers Gesicht, doch sie spürte sie nicht. Jetzt zählte nur noch eins: das Unvermeidliche – den Tod ihrer Mutter – abzuwenden. Es durfte nicht geschehen! Sie war schwer krank und lag seit Wochen und Monaten im Bett. Nichts konnte ihr helfen. Aber sie durfte nicht sterben! Ambre setzte ihren verzweifelten Lauf gegen die Zeit und den Tod fort. Schon konnte sie das Dorf sehen. Sie lief und lief, ohne sich ihrer Erschöpfung bewusst zu sein. Endlich kam sie auf dem Platz vor dem Haus an. Sie stieß die Tür auf, betrat den dunklen, stillen Raum und stürzte zu ihrer Mutter. Sie kniete sich neben sie und ergriff ihre Hand, drückte sie mit aller Kraft und spürte ihre Wärme. Ambres Mutter lag in einem Bett aus Stroh. Ihr Gesicht zeugte von großen Schmerzen und war bereits totenblass. Sie stöhnte, schien zu phantasieren.

Mit schwacher Stimme murmelte sie: »Du bist da, Ambre. Du bist da.« Einen Moment lang hielt sie inne und fuhr dann fort: »Mir fehlen nur noch ein paar Tage, dann habe ich meinen Auftrag erfüllt.«

Ambre hatte sich angewöhnt, eine Traumwelt zu erfinden, wenn die Welt, in der sie lebte, zu grausam war. Dort versteckte sie sich, um nicht zu leiden. Aber ihre Phantasie war nicht stark genug; die Traumwelt schwand zu leicht dahin, um der Wirklichkeit Platz zu machen. Dann wurde der Schmerz nur noch stärker, als wolle er sich an ihr rächen, weil sie versucht hatte, ihn zu leugnen.

»Ambre. Ich muss leben. Noch ein paar Tage, nur noch ein paar Tage. Bald habe ich meine Ruhe.«

Ambre zitterte beim Klang der Stimme. Sie merkte, dass ihr eigenes Gesicht, wie das ihrer Mutter, tränennass war.

Ihre Mutter seufzte, als habe sie alle Hoffnung aufgegeben. Sie selbst aber wollte sich noch nicht geschlagen geben. Sie gehörte zu den Menschen, die bis zum Schluss kämpfen, auch wenn keinerlei Hoffnung mehr besteht und sich am Horizont keine Zukunft mehr abzeichnet. Das war ihre Art. Sie versuchte stets, ein Licht im Dunkel zu erspähen.

»Ambre. Ambre. Mein Auftrag, Ambre.«

»Still, Mama. Sei still. Sprich jetzt nicht mehr. Das strengt dich zu sehr an. Aber keine Sorge, du wirst dich wieder erholen. Morgen wirst du wieder aufstehen. Du wirst sehen, die Sonne scheint. Die Kirschen sind reif. Das Gras ist grüner denn je. Es gibt keine einzige Wolke am Himmel, er ist so blau. Es lohnt sich, nach draußen zu gehen. Glaub mir, morgen geht es dir besser.« Ambre sprach mit erstickter Stimme und versuchte verzweifelt, ein Schluchzen zu unterdrücken.

»Mein Kind, ich möchte nur noch ein paar Tage leben. Was danach kommt, ist mir gleich, aber ich habe einen Auftrag, und dafür brauche ich noch ein wenig Zeit. Wenn ich sterbe, wer wird dann vollenden, was vollendet werden muss?«

»Mama, beruhige dich, du darfst dich nicht aufregen, das strengt dich zu sehr an.«

»Ambre, wenn mein letzter Tag gekommen ist ... versprich mir, dass du mir glauben wirst. Selbst wenn meine Worte die einer Sterbenden sind ... Versprich mir das.«

»Ich verspreche dir alles, was du willst, Mama, aber hör jetzt auf zu reden, es erschöpft dich nur.«

Ambre hatte die Worte ihrer Mutter nicht ernst genommen. Sie führte sie auf das hohe Fieber zurück.

✱

»Wenn ich ihre Großtante wäre, würde ich mir Sorgen um sie machen. Sie ist so verschlossen, so in sich gekehrt ...«

»Sie haben Recht. Das ist nicht normal! Sie hat keine ein-

zige Freundin, und niemand hat auch nur die geringste Ahnung, was in ihrem Kopf vor sich geht.«

»Sie lächelt nie, einfach unglaublich! Und dieser gesenkte Blick ... So verstockt, wie sie daherkommt, könnte man meinen, der Rest der Welt würde sie nichts angehen.«

»Ja, ein merkwürdiges Kind. Fast ein bisschen unheimlich.«

Die beiden Klatschweiber verstummten, als sie eine der ältesten Frauen des Dorfes auf sich zukommen sahen. Niemand wusste, wie alt sie war, nicht einmal sie selbst, denn sie besaß weder die Kraft noch verspürte sie den Drang, die Jahre zu zählen. Dem, was sie sagte, schenkte kaum noch jemand Beachtung, oft wurde es als unsinniges Zeug abgetan, dabei war die Alte, auch wenn es nicht den Anschein haben mochte, nach wie vor bei klarem Verstand. Ihr Rücken war gebeugt, in ihrem Gesicht hatte jeder Weg, den sie gegangen war, eine Falte hinterlassen, und jeder ihrer langsamen Schritte schien sie große Kraft zu kosten.

Nach einer Weile kam sie an den Klatschweibern vorbei. Sie konnte ihr Gespräch unmöglich gehört haben, denn sie waren rechtzeitig verstummt. Die beiden grüßten sie mit einem unechten Lächeln. Die Alte musterte die Frauen mit unverblümter Verachtung. Sie sagte mit fester Stimme: »Opale ist in der Tat nicht normal. Ja, sie ist anders. Und sie wird Dinge zustande bringen, von denen ihr nicht einmal zu träumen wagt.«

Dann entfernte sie sich langsam. Die beiden Klatschweiber stellten verblüfft fest, welche Würde und Willenskraft Opales Urgroßtante ausstrahlte.

So lange sie zurückdenken konnte, lebte Opale mit ihrer Urgroßtante Eugénia und deren Tochter zusammen, die denselben Vornamen trug. Um sie von ihrer Mutter zu unterscheiden, wurde sie allerdings Gina genannt. Opale kannte

kein anderes Heim als das stattliche Haus, in dem die drei wohnten. Ihre Großtante war trotz ihres fortgeschrittenen Alters noch im Vollbesitz ihrer Kräfte. Seit jeher kümmer- te sie sich um den Haushalt und um Opales Erziehung und lehrte sie all das, was sie über Literatur und Geschichte wusste. Sie gab auch ihre Kenntnisse über Pflanzen und Heilmittel an sie weiter. Opale war eine umsichtige Schüle- rin, hatte sich aber nie gefragt, ob ihr das Lernen Spaß machte. Solche Gedanken und Gefühle waren ihr fremd. Die Jun- gen in ihrem Alter bewunderten sie für ihre Schönheit, hielten sie aber für unnahbar und kühl, weil sie ihre Gefüh- le nicht erwiderte. Dabei war Opale schmal gebaut und hatte ein Gesicht wie aus Porzellan. Sie wirkte geradezu zerbrechlich, so zart waren ihre Züge. Ihre großen wasser- blauen Augen, in denen manchmal eine Spur Grau zu sehen war, wirkten verträumt, fast abwesend, und auch ihr Haar trug zu ihrer flüchtigen Erscheinung bei. Blond und gelockt wie das eines Engels, besaß jede Strähne eine eigene Schat- tierung: hell, honigfarben, aschblond ... Meistens ging sie mit gesenktem Kopf, den Blick auf den Boden geheftet. Schüchtern war sie nicht, aber die Gegenwart anderer bedeutete ihr nicht viel. Wahre Herzenswärme kannte sie nicht. Denn trotz der Aufmerksamkeit, die Eugénia und Gina ihr schenkten, hatte sie noch nie im Leben echte Zunei- gung oder gar Liebe erfahren.

Opale saß in ihrem Zimmer und suchte nach einem Gegen- stand, den sie zeichnen konnte. Sie zeichnete viel, mit kla- rem, genauem Strich, wobei es ihr um größtmögliche Ähn- lichkeit ging. Eines Tages hatte sie gehört, Kunst sei eine andere Art, die Wirklichkeit zu sehen, aber das hatte ihr nicht viel gesagt. Sie gab gern das wieder, was sie sah, und vor allem wollte sie sich selbst übertreffen. Daher suchte sie nach immer schwierigeren Modellen. An jenem Tag fand sie nichts, was ihr geeignet erschien. Doch plötzlich kam ihr

eine Idee. Sie stand auf, ging zu Ginas Zimmer und öffnete die Tür. Als sie über die Schwelle trat, schauderte sie, als täte sie etwas Verbotenes. »Das ist doch lächerlich«, dachte sie, »Gina ist zwar ins Dorf gegangen, aber sie hätte bestimmt nichts dagegen, dass ich ihr Zimmer betrete.« Trotzdem war ihr unbehaglich zumute. Sie ging weiter und setzte sich auf das Bett. Um sie herum lagen allerlei interessante Gegenstände, die sie zeichnen könnte. Aber noch während sie überlegte, welcher wohl am besten geeignet wäre, trieb ein seltsamer Drang sie dazu, die Nachttischschublade zu öffnen. Als Opale entdeckte, dass sie abgesperrt war, rüttelte sie am Schloss. Zugleich wunderte sie sich über ihr Verhalten, denn sie war von Natur aus nicht sehr neugierig. »Irgendetwas geht hier vor«, murmelte sie. »Ich habe mich nicht unter Kontrolle.« Das eigentümliche Gefühl ließ sie nicht los. »Dieser Raum ...«, dachte sie. Sie hielt einen Moment inne, dann schlug sie wie von unsichtbarer Hand geführt die Laken zurück und hob das Kopfkissen hoch. Darunter entdeckte sie einen kleinen Schlüssel, den sie an sich nahm und in das Schloss der Nachttischschublade steckte. Einen Augenblick verharrte sie reglos und atmete tief durch. »Was tue ich da?«, fragte sie sich. Dann zog sie mit einem Ruck die Schublade auf. Das Erste, was sie sah, war ein dickes Buch, auf dem in goldenen Lettern *Die Prophezeiung* geschrieben stand. In der Mitte steckte ein Lesezeichen. Opale schlug den Band an dieser Stelle auf und las ein paar Zeilen, bevor sie ihn mit einer knappen Handbewegung wieder zuklappte. »Ich verstehe nichts von dem, was da steht«, beschloss sie. Sie ermahnte sich, Vernunft anzunehmen: Was hatte sie denn erwartet?

Verärgert setzte sie die Durchsuchung der Schublade fort, da fiel ihr Blick auf einen schwarzen Samtbeutel, dessen Bänder sie löste. »Da ist etwas drin. Etwas, das mich ruft.« Es war ein Gegenstand, der sich glatt und warm anfühlte. Eine unbekannte Empfindung überkam Opale, das Gefühl,

an einem anderen Ort zu sein. Sie holte den Gegenstand hervor und betrachtete ihn. Es handelte sich um einen runden, nicht sehr großen Edelstein, der von einem kalten, gleichförmigen, sehr blassen Grün war. Opale drückte ihn fest. »Das ist kein Stein«, flüsterte sie vor sich hin. »Es ist etwas anderes, etwas Stärkeres. Eine Botschaft.« Sie wusste nicht, woher diese Gewissheit kam, spürte aber die Kraft einer unbekanntenen Wahrheit. Sie glaubte zu träumen, wie von Geisterhand verwandelt zu sein, und vergaß alles um sich herum. Es kam ihr vor, als bestünde eine Beziehung, eine fast fühlbare Verbindung zwischen ihr und dem Stein, als wolle er ihr etwas sagen. Sie drückte ihn fester. Da aber wurde der Stein kälter und seine Oberfläche rau. Opale empfand eine unendliche Leere, eine plötzliche Melancholie. Der Stein erkaltete in nur wenigen Sekunden. Sie fröstelte und musste ihn beiseite legen. Die Verbindung, die sie gespürt hatte, war jäh unterbrochen. Sie griff sich an die Stirn und merkte, dass sie glühend heiß war. »Ich hätte die Schublade nie öffnen dürfen«, warf sie sich insgeheim vor. »Es war nicht richtig, dass ich den Stein gefunden habe.« Sie wusste es, fühlte es. Hastig ließ sie ihn wieder im Beutel verschwinden und legte ihn in sein Versteck zurück. Dann ergriff sie das Buch, das noch auf dem Bett lag, und verstaute es ebenfalls in der Schublade. Sie verschloss sie und verbarg den Schlüssel wieder unter dem Kopfkissen. Sorgfältig strich sie die Laken glatt. Es war höchste Zeit.

Ihre Tante Gina betrat den Raum.

»Opale!«, rief sie. »Ist alles in Ordnung? Du bist ja ganz blass.«

»Es geht mir gut. Ich habe nur gerade nach etwas gesucht, das ich zeichnen könnte«, antwortete sie.

Obleich sie sich bemühte, gelassen zu wirken, verriet ihre Stimme, wie verwirrt sie war.

✱

In dem Augenblick, als Opale den Stein berührt hatte, war er heftig zusammengezuckt. Ein krampfhaftes Lachen hatte sein boshaftes Gesicht verzerrt. Durch Telepathie hatte er sogleich den Rat der Zwölf einberufen und sich dann in dem geräumigen Versammlungssaal zu ihnen gesellt. Alle hatten bei seinem Herannahen furchtsam den Blick gesenkt. Mit eisiger Stimme hatte er verkündet: »Was wir nicht mehr erhofften, ist endlich eingetreten. Ich habe etwas sehr Interessantes empfangen.« Die zwölf Ratsmitglieder ahnten, worum es ging. Ihre mürrischen Mienen ließen Befriedigung erkennen.

Einer von ihnen fragte: »Sollen wir die Ritter des Ordens beauftragen, sie uns zu bringen?«

»Nein«, antwortete er starrsinnig. »Ich habe eine bessere Idee.«

»Um welches Mädchen handelt es sich?«, fragte ein weiteres Ratsmitglied in der Hoffnung, Genaueres zu erfahren.

»Um die Dritte. Vielleicht die Gefährlichste. Sie besitzt Kräfte, die noch nicht geweckt worden sind. Ich habe es gespürt, als sie mit ihrem Stein in Verbindung getreten ist. Wir können uns glücklich schätzen, dass sie so voreilig war. Noch ein paar Tage, und wir hätten den Vorsprung eingebüßt!«

»Um welchen Stein geht es?«, fragte ein drittes Ratsmitglied.

»Um den Opal, den reinsten der drei. Aber auch den empfindlichsten. Und jetzt, da ich alles über ihn weiß ...«



PARIS, 2002

Dr. Arnon nahm seine Brille ab und gab der Krankenschwester ein Zeichen. »Sie sieht aus, als würde sie friedlich schlafen, finden Sie nicht?«

Er wies auf ein Bett, auf dem eine schwächliche Gestalt zusammengekauert lag. Sie schien in einen tiefen Schlaf versunken zu sein, aber ihr Gesicht war aschfahl.

»Ihr bleibt nicht mehr viel Zeit«, sagte er. »Meiner Meinung nach höchstens noch ein paar Tage. Ich hoffe, Sie haben sie nicht ins Herz geschlossen?«

Die Krankenschwester ließ erschöpft die Schultern sinken. »Dazu war nicht genug Zeit. Außerdem hat sie schon so viel gelitten ...«

Der Arzt schwieg einen Moment lang, putzte sorgfältig seine Brille und sagte dann ernst: »Jedenfalls können wir ihr nicht mehr helfen. Seit dem Tod ihrer Eltern hat sie aufgehört zu kämpfen.«

»Hat sie keine anderen Verwandten?«

»Keine Geschwister«, antwortete Dr. Arnon. »Nur einen Onkel, der jetzt ihr Vormund ist. Aber er kennt sie kaum. Er bezahlt die Behandlung mit dem Geld ihrer Eltern.«

»Eine wohlhabende Familie?«, fragte die Krankenschwester.

»Ja. Aber das wird sie auch nicht retten.«

»Und der Onkel, besucht er sie nie?«

»Nein«, antwortete der Arzt langsam. »Keiner kommt sie je besuchen.«

Sie schwiegen. Die Krankenschwester betrachtete die zarte Gestalt auf dem Bett. Sie durfte niemanden in ihr Herz schließen, dessen Ende so kurz bevorstand. Sie wandte sich ab.

Dr. Arnon sagte leise: »Sie haben bestimmt schon viele traurige Geschichten erlebt, und ich fürchte, dies wird nicht die letzte sein.«

»Ich weiß.«

»Also, kommen Sie, vergessen Sie all das. Wie wär's mit einem Kaffee?«

Die Krankenschwester nickte. Ohne noch einmal zurückzublicken, verließ sie den Raum und schloss die Tür hinter sich. In dem Zimmer war nur noch der Apparat zu hören, der die Kranke am Leben hielt.